

Stadionwirtin bezweifelt Nutzen eines Alk-Verbots

KLOTEN. Krawalle und Aggressionen im Umfeld von Sportevents sollen mit allen Mitteln eingedämmt werden. Geht es nach den Polizeidirektoren, muss der Alkoholausschank in Stadien schon bald eingeschränkt werden. Betroffen wären auch Hockeyfans in Kloten, wo man gefasst reagiert, aber am gewünschten Effekt zweifelt.

CHRISTIAN WÜTHRICH

Die Idee ist nicht neu, aber jetzt scheinen die Behörden mit dem Alkoholverbot in Sportstadien Ernst zu machen. Die Konferenz der kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren und -direktoren (KKJPD) beabsichtigt, die Regeln für den Alkoholausschank an Fussball- und Eishockeyspielen deutlich zu verschärfen.

Zugelassen wären künftig noch sogenannte Light-Biere mit maximal drei Prozent Alkohol, bei gewissen Risikospiele soll in den Stadien dereinst sogar ein vollkommenes Alkoholverbot ausgesprochen werden können, berichtete der «SonntagsBlick» und beruft sich auf die Absichten der Polizeidirektoren. Dass der KKJPD-Vorstand gestern bereits hätte diskutieren sollen und eine rigorose Neuregelung in dieser Richtung schon so gut wie beschlossen sei, stimmt allerdings nicht ganz.

Entscheidung folgt im November

«Diese Meldung ist falsch», erklärte Florian Dübli, der stellvertretende Generalsekretär der Polizeidirektorenkonferenz, gestern. «Der Vorstand der KKJPD hält heute keine Sitzung ab und wird deshalb auch nichts beschliessen.» Das Thema wird jedoch im November aktuell

werden. Denn gemäss Dübli werden die kantonalen Polizei- und Justizdirektoren an ihrer Herbstversammlung am 15. und 16. November über eine Musterbewilligung für Sportveranstaltungen befinden, die «Empfehlungscharakter» haben werde. Darin vorgesehen sei, je nach Risikoeinschätzung, ein vollständiges oder teilweises Alkoholverbot.

Bierkonsum macht 25 Prozent aus

Von einer neuen Alkoholregelung wären auch die Eishockeyfans der Kloten Flyers in der Kolping-Arena betroffen. Dort ist seit einigen Jahren die Gaho Holding für Verpflegung und Catering zuständig. Gemäss Geschäftsführer Peter Spitz beläuft sich der Anteil des Bierkonsums auf 25 Prozent des Gesamtumsatzes im Stadion. Sechs Prozent entfallen auf Wein und weniger als drei Prozent auf Spirituosen. Hochprozentiges würde allerdings nur noch im Restaurantbereich ausgeschenkt, wo lediglich Mitglieder der Redliner, Gäste und Sponsoren Zutritt hätten. An jenen Orten im Stadion wäre ein Alkoholausschank wohl auch in Zukunft noch möglich.

Die Bevorzugung der VIPs nervt die Fans gewaltig, wie Reaktionen im Internet zeigen. Dass wegen einer kleinen Gruppe von «Radaubrüdern» sämtliche erwachsenen Besucher eines Eishockey-

spiels bevormundet werden, gefällt vielen ganz und gar nicht.

«Wir haben schon vor einigen Jahren freiwillig auf den Ausschank von harten Drinks im Stehplatzbereich verzichtet», bestätigt die Stadionwirtin Michèle Stoll. Sie bezweifelt allerdings, ob die gewünschte Wirkung – nämlich weniger Gewalt und Aggressionen im Stadion – erzielt werden könnte, wenn nun der grösste Teil der Fans mit einer neuen Regelung verärgert würde. «Die Aggressionen könnten auch weiter anwachsen, denn die Leute werden sicher stinkig sein», meint sie. Eine strengere Alkoholregelung im Eisstadion sei aus ihrer Sicht «sicher nicht wünschenswert», denn sie befürchtet auch «relativ grosse Umsatzeinbussen». Damit verbunden wären wohl auch einige Entlassungen im Cateringteam, schätzt Stoll, die bereits seit 25 Jahren am Schluefweg wirtet. Light-Bier werde niemand wirklich mögen; trotzdem könnte es als Kompromisslösung dienen, prognostiziert sie.

Peter Spitz von der Gaho Holding weiss, dass in Davos bereits Versuche mit Light-Bier stattgefunden haben. «Dort sind sie aber nach kurzer Zeit wieder zu normalem Bier zurückgekehrt.»

Wolfgang Schickli, Geschäftsführer der Kloten Flyers, ist skeptisch. «Dann kommen halt alle schon angetrunken an die Matches», sagt er. «Nur wegen eines sogenannten Hoehrisikospiels soll alles clean sein», fragt er mit scharfem Unterton. Schickli ist generell der Überzeugung, dass erwachsenen Menschen nicht zu viele Vorschriften gemacht werden sollten. «Wir müssen in dieser Sache mehr Vernunft walten lassen.»

Kein Nachweis für illegale Taxifahrt

FLUGHAFEN. Nur mit einer Bewilligung der Stadt Kloten dürfen Taxis beim Flughafen Fahrgäste aufnehmen. Trotzdem hat das Bezirksgericht Bülach gestern eine Taxifahrerin freigesprochen, die nicht über die nötige Erlaubnis verfügt.

ALEXANDER LANNER

Freispruch in allen Anklagepunkten sowie eine Entschädigung von 100 Franken – so lautet das Urteil, welches das Bezirksgericht Bülach gestern im Fall gegen eine 36-jährige Taxifahrerin aus dem Zürcher Oberland ausgesprochen hat. Damit entschied es gegen den Strafbefehl der Stadt Kloten, die von der Frau eine Busse und Gebühren in der Höhe von insgesamt 830 Franken gefordert hatte. «Der Tatbestand ist grundsätzlich erfüllt, der Sachverhalt stellt uns aber vor Probleme», erklärte der zuständige Einzelrichter in seiner Urteilsöffnung. Und da in Zweifelsfällen für den Angeklagten zu entscheiden sei, komme es nun zu diesem Freispruch.

Was war geschehen? Laut Polizeibericht stellte die Angeklagte am 18. Oktober 2011 um etwa 22 Uhr ihr Taxi in unmittelbarer Nähe der Taxiabstellplätze in der äusseren Vorfahrt zum Flughafen ab. Dabei leuchtete die Taxikennlampe und signalisierte den Passanten und Passantinnen, dass das Taxi frei war. Gemäss Polizeiverordnung der Stadt Kloten bedarf jeder Taxibetrieb, der in Kloten tätig ist, einer Bewilligung der Stadt. Über diese Bewilligung verfügt die Frau nicht, wie sie auch vor Gericht erklärte. Die

Verordnung schreibt ausserdem vor, dass es den Taxis «nur auf ihren nachgewiesenen Standplätzen gestattet ist, Taxifahrten anzubieten. Jedes andere Angebot von öffentlichem und privatem Grund aus ist verboten.» Als der Richter die Angeklagte fragte, ob sie gewusst habe, dass ihr Fahrzeug auf einem öffentlichen Parkfeld stand, machte die Frau von ihrem Recht der Aussageverweigerung Gebrauch.

Gemäss der Aussage einer Polizistin, die zur Tatzeit beim Flughafen Dienst hatte, führte die Frau Gespräche mit Kunden. Wie es allerdings zu diesen Gesprächen kam, konnte die Polizistin nicht sehen. Im Polizeirapport ist weiter festgehalten, dass diese Kunden bei der Befragung erklärten, kein Taxi bestellt zu haben. Was zu diesen Gesprächen führte, konnte auch das Gericht nicht restlos klären. Die Angeklagte zog es nämlich vor, in allen entscheidenden Punkten keine Aussage zu machen.

Auftrag angeblich von Zentrale

Die Taxifahrerin stellte sich bis zuletzt auf den Standpunkt, dass sie von der Zentrale einen konkreten Fahrgastauftrag erhalten habe. Den Beweis konnte sie allerdings nicht erbringen. Zum Schutze des Kunden wollte sie dessen Identität auch gestern nicht preisgeben. Und wenn auch die Lampe auf dem Dach des Taxis geleuchtet hätte, sei mittels beschriftetem Schild auf dem Armaturenbrett klar ersichtlich gewesen, dass dieses Taxi reserviert sei.

Obwohl die Taxifahrerin gegen die Polizeiverordnung verstossen hat, musste der Richter sie freisprechen, weil «niemand bezeugen kann, dass sie aktiv auf Kunden zugegangen ist».

Liebesschlösser hängen über dem Glattparksee

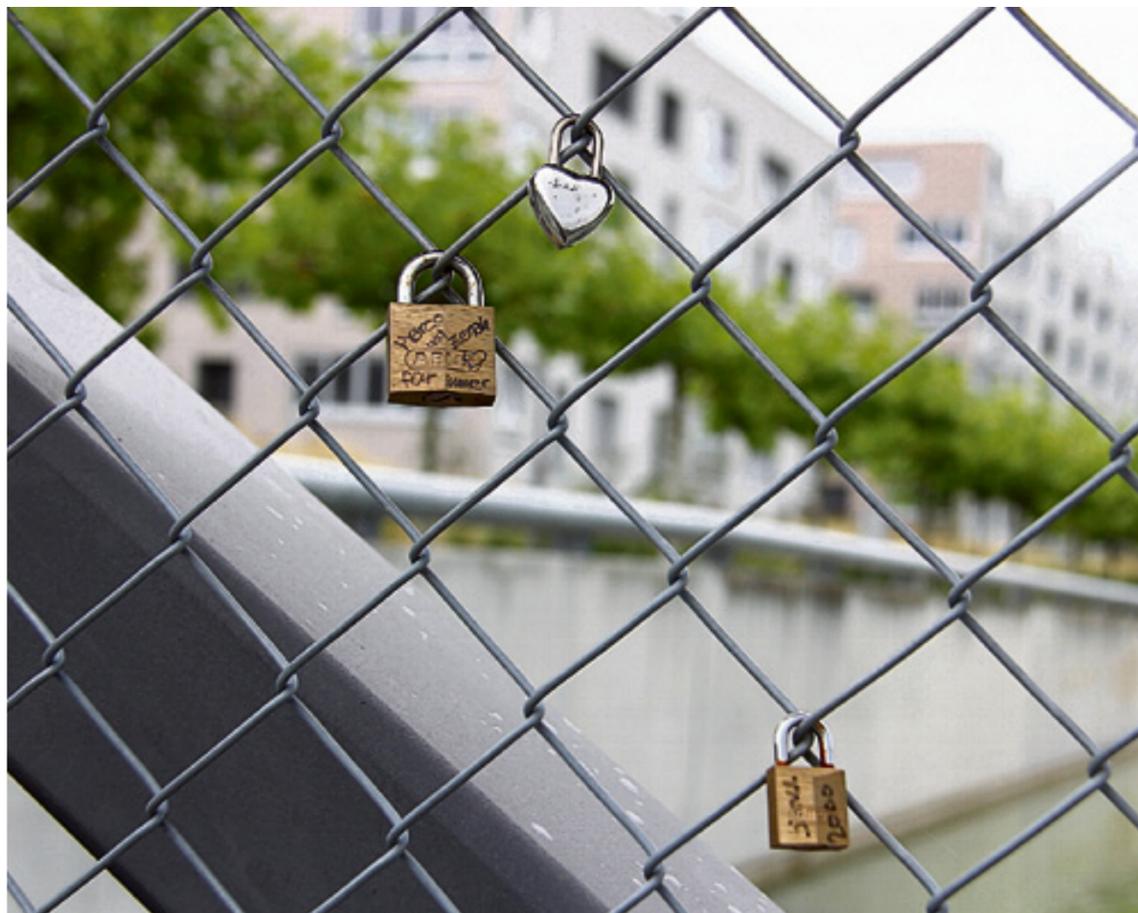
OPFIKON. In Florenz hat er wohl seinen Ursprung: der Brauch, dass Verliebte ein Vorhängeschloss an einer Brücke befestigen und den Schlüssel in den Fluss werfen. Nun hängen die Liebesschlösser auch im Opfiker Glattpark – obwohl es dort an Flüssen mangelt.

KATHRIN MORF

Was seit einiger Zeit an einer Brücke über dem Opfiker Glattparksee baumelt, ist Ausdruck der Hoffnung auf immerwährende Liebe: Unbekannte haben sogenannte «Liebesschlösser» ans Brückengeländer gehängt und damit einen Brauch praktiziert, der sich in ganz Europa verbreitet. In Florenz dürften Verliebte damit begonnen haben, ein Vorhängeschloss an ein Brückengeländer anzubringen. Inzwischen sind viele Brücken Europas dafür bekannt, über und über mit Liebesschlössern behangen zu sein – die Milvische Brücke in Rom beispielsweise oder auch die Hohenzollernbrücke in Köln.

Meist beschriften die Paare ihr Schloss mit ihren Namen und einem bedeutsamen Datum. Allesamt werfen sie den zugehörigen Schlüssel am Ende in den Fluss unter der Brücke, wo er vom Wasser mitgerissen wird und für immer verloren ist. So kann das Schloss nie wieder geöffnet werden, womit die Verliebten symbolisch ihre ewige Liebe besiegeln.

Klingt romantisch – scheint aber besser in die mittelalterlichen Städte Italiens zu passen als in die riesige Überbauung in Opfikon, wo Anonymität genauso vorherrscht wie Betongrau. «Dass der Brauch auch hier praktiziert wird, spricht doch sehr für den Glattpark», sagt die Opfikerin Esther Salzmann, «und wenn sich zwei Menschen lieben, ist es doch so-



An einer Brücke über dem Opfiker Glattparksee hängen Liebesschlösser – erst drei sind es. An anderen Brücken Europas sind Tausende solcher «Lucchetti d'Amore» zu finden. Bild: Esther Salzmann

wieso überall schön und romantisch.» Die 57-Jährige hat die Schlösser entdeckt, als sie einer Freundin den Glattpark zeigte. Den Brauch habe sie gekannt; sie sei während einer Reise nach Polen darüber gestolpert. «Ich habe mich gefreut, dass er nun auch in meinem Wohnort praktiziert wird. Leider hängen

bisher aber nur drei Schlösser über den Glattparksee.»

Freud und Leid für Behörden

Dass Menschen Schlösser an Brücken befestigen, gefällt nicht jedem – schliesslich ist das Ausmass mancherorts immens. So finden sich an der Kölner Hohenzollern-

brücke über 40000 Schlösser. Einige Behörden verboten den Brauch, weil ihnen der Anblick der Schlössermassen zuwider war oder weil sie Schäden an den Brücken befürchteten. In Rom verhängte der Bürgermeister vor fünf Jahren ein Verbot, nachdem auf einer Brücke eine Laterne umgeknickt war – unter der Last unzähl-

ger Schlösser. Bis zu 3000 Euro Busse bezahlen Verliebte nun, wenn sie ein Schloss an der Rialto-Brücke anbringen. Andere städtische Regierungen schwärmen dagegen von der Romantik des Brauchs – und haben dabei wohl auch die unzähligen Touristen im Auge, welche der «Liebesbrücken» wegen herbeiströmen.

Die Opfiker Behörden müssen sich wahrlich noch nicht mit Schlössermassen herumschlagen und überlegen, ob sie diese entfernen oder die Verliebten gar büssen sollen. «Aufgrund des Ausmasses sind die Liebesschlösser zurzeit kein Thema», erklärt Stadtpolizei-Chef Andreas Huber. In welcher Form die Ordnungshüter aktiv würden, wenn plötzlich Hunderte Schlösser die Opfiker Brücke «zierten», lässt er offen. «Sollte die Angelegenheit überborden, müsste die Situation neu beurteilt werden.»

Brauch ist nichts für Singles

Einige Verliebte dürfen ihre Schlösser also noch über die Wasser des Glattparksees hängen, ohne dass die Polizei eingreift. Vielleicht befestigt dort auch Esther Salzmann dereinst ein Schloss. «Das macht aber nur Sinn, wenn man verliebt ist», sagt sie, «und das bin ich derzeit leider nicht.»

Vielleicht müsste sich die Opfikerin aber noch einmal überlegen, ob sie das Schloss nicht doch woanders anbringen sollte. Der Glattparksee mag Platz für Romantik bieten – die Überbauung eignet sich jedoch aus einem viel pragmatischeren Grund nicht für den amourösen Brauch: Dort findet sich kein Fluss, der Schlüssel unwiderruflich wegschwemmt. «Ich gehe davon aus, dass die Paare die Schlösser stattdessen in den See werfen», sagt Salzmann. Wer nicht ungeschränkt an die ewige Liebe glaubt, der sollte den Brauch demnach in Opfikon ausüben: Falls die Liebe zerbricht, hat er eine Chance, den Schlüssel im flachen Wasser des Sees wiederzufinden und das symbolträchtige Schloss aufzuschliessen.